Coeurbube.

(Roman von Sidonie Judeich-Mierswa.)

(16. Fortsetzung.)

„Meine liebe, gute gnädige Frau, so dürfen Sie aber nicht sprechen," mahnte der Arzt. „Sie müssen doch an das kleine Wesen denken, das Sie unter Ihrem Herzen tragen, an Ihr Kind, das Ihnen Gott zum Trost geschickt hat."

„Fritzens Kind . . ."

„Kommen Sie, nehmen Sie dies Pulver. Ihre Nerven müssen zur Ruhe kommen. Sie müssen schlafen."

„Schlafen — vergessen," hauchte Helene müde. Dann wehrte sie sich nicht mehr, das Medikament zu nehmen, das ihr Eva reichte.

Der Arzt ging mit Germer leise hinaus, während Helene die Hand der Schwägerin festhielt. „Bleib du bei mir, Eva, es wird mir so dunkel vor den Augen und mir tun die Glieder so weh," stöhnte sie leise.

Willenlos ließ sie sich völlig entkleiden und von Eva und dem Mädchen ins Bett bringen. Allmählich schlief sie ein, Evas Hand fest umklammernd.

Draußen im Nebenzimmer reichte Geheimrat Falzner mit ein paar warmen Worten des Trostes Germer die Hand.

Aber dieser schien seine bisher mühsam aufrechterhaltene Fassung verloren zu haben. Bebend rang es sich von seinen Lippen: „Herr Geheimrat, wird diese furchtbare Aufregung meiner Schwester nicht schaden? Helfen Sie, retten Sie, ich flehe Sie an."

„Soweit es in meiner Macht steht, Herr Doktor, gern — allein ich kann es Ihnen nicht verhehlen, ich fürchte bei der zarten Konstitution Ihrer Frau Schwester, daß die furchtbare Nervenerschütterung zu einer frühzeitigen Entbindung führen wird. Die ersten Symtome dazu sind bereits da. Gebe Gott, daß alles glücklich abläuft."

„Gebe es Gott," stieß Germer hervor, indem er die Hand des Arztes drückte, daß es diesen schmerzte.

„Und wann — wann — kann die Katastrophe eintreten?"

„Nicht sogleich, in ein paar Stunden vielleicht — vielleicht auch noch später. Ich habe bereits nach einer Pflegerin geschickt und werde die Nacht hier bleiben."

„So kann ich mich für ein paar Stunden entfernen?" fragte Germer und versuchte vergeblich, seiner schwankenden Stimme Festigkeit zu geben. „Es warten meiner so viele traurige Pflichten —"

„Gehen Sie ruhig, Herr Doktor," sagte ihm verständnisvoll und traurig zunickend der alte Arzt. „Sollte irgend eine beängstigende Veränderung eintreten, telephoniere ich sofort nach dem Mertensschen Bureau."

„Ich danke Ihnen, Herr Geheimrat." Warm drückte Germer die Hand des Arztes, in dessen Gesicht herzliche Anteilnahme geschrieben stand an dem schweren Geschick seiner Familie. Dann entfernte sich Germer. Seine Schritte waren hastig und unsicher. Seine hohe Gestalt war gebeugt.

Als Germer in das Kontor seines Schwagers kam, führte man ihn seinem Wunsch gemäß sogleich in das Privatzimmer des Verstorbenen, das man verschlossen hatte.

Germer war allein mit dem Toten.

Er lag auf dem Diwan, den Kopf verhüllt mit einem weißen Tuche.

Im Zimmer war alles unverändert. Nur ein großer dunkler Blutfleck auf dem hellen Smyrnateppich gab Kunde von dem Schrecklichen, was sich heut morgen hier abgespielt hatte.

Zagend trat Germer näher und schlug das Tuch vom Gesicht des Toten zurück; aber erschüttert in tiefster Seele über den Anblick der entstellten Züge, deckte er das Tuch sofort wieder über den stillen Schläfer. Stumm faltete er die Hände, und flüsternd bewegten sich seine Lippen; er betete für den Toten. Schaudernd dachte er daran, wie Fritz in der Todesstunde gelitten haben mochte bei dem Gedanken an Helene. Gerade die große Liebe, die ihn durch sie im Leben umgeben hatte, mochte ihm das Sterben zur grausamsten Qual gemacht haben. Etwas wie Neid um diese Liebe stieg in Germers Herzen auf.

Lange stand Germer am Totenlager seines Schwagers, den er wie einen Bruder geliebt hatte.

„Schlaf in Frieden!" murmelte er endlich und streichelte die wachsbleichen Hände. „Mag Gott dir vergeben! Ich will deinem Weibe und Kinde eine Stütze sein!"

Als er nach geraumer Zeit herübergam in die Geschäftszimmer, wo man seiner bereits ängstlich harrte, lag der alte, entschlossene Ausdruck auf seinem Gesicht. Mit ruhiger Stimme ordnete er das Nötige an.

Als dann das Dringendste erledigt war, entließ er alle Herren des Personals bis auf Gotthelf.

„Und jetzt bringen Sie mir die Geschäftsbücher," sagte er entschlossen zu dem langjährigen treuen Beamten seines Schwagers, „und helfen Sie mir! Sie wissen ja wohl am besten, wie alles steht!"

Stumm saßen die beiden Männer einander gegenüber, über riesige Folianten gebückt. Je weiter die Zeit rückte, desto bleicher wurde Germer. Auf seiner Stirn perlte kalter Schweiß, und mehr als einmal suchte sein Auge das des alten Mannes ihm gegenüber. Immer banger und hastiger klangen seine Fragen und ebenso die Antworten, die er erhielt.

Endlich nach langen, bangen Stunden war man zu Ende gekommen.

Mit schmerzendem Kopf und brennenden Augen stand Germer auf. Stumm wanderte er hin und her zwischen den Pulten des weiten Raumes. Das Resultat war vernichtend!

„Herr Gotthelf, hier gibt es nur einen Ausweg," unterbrach er das angstvolle Schweigen. Tonlos kamen die Worte von seinen Lippen. „Ich stehe mit meinem ganzen Vermögen für den Ausfall des fremden Geldes ein."

„Um Gotteswillen, Herr Doktor, wo es sich um solche Riesensummen handelt."

„Es gilt die Ehre unserer Familie zu wahren, Herr Gotthelf."

„Aber bedenken Sie . . ."

„Nein, lassen Sie! Sie meinen es ja gut — aber es geht nicht anders. — Morgen in aller Frühe werde ich sofort die nötigen Schritte tun. — Und dann, Dank, Herr Gotthelf, wärmsten Herzensdank für das, was Sie mir in den eben durchlebten Stunden gewesen sind!"

Warm und herzlich umspannte seine Hand die des alten Herrn.

„Daß ich schweigen werde, Herr Doktor, wissen Sie!" Ein Händedruck besiegelte diese in leisem Ton gesprochenen Worte.

— — — — — — — — — — —

Bange schwere Stunden dämmerten herauf. Unter unsäglichen Qualen hatte Helene frühzeitig einem schwächlichen, kaum lebensfähigen Knaben das Leben gegeben, gerade zur gleichen Stunde, als ungeweiht, ohne Priestersegen die ersten Erdschollen auf den blumengeschmückten Sarg ihres Gatten niederfielen.

Es war ein großes, feierliches Begräbnis gewesen, denn Bankier Mertens war überall beliebt und geschätzt gewesen, und allgemein glaubte man, daß, da er sein Geschäft in tadellosem Zustand zurückließ, er in einem Anfall von geistiger Umnachtung nach dem Revolver gegriffen habe. Auch nicht der leiseste Hauch eines Verdachtes befleckte seinen Namen. Warm und herzlich klangen die Abschiedsworte, die seine Freunde und die Angestellten seines Hauses ihrem toten Chef nachriefen. Am Grabe sprach Fred Germer ein kurzes Gebet. In ihm zitterte und bebte alles vor Erregung. Wer weiß, wie bald er am Grabe seiner Schwester stand!

Seit jener furchtbaren Stunde, in der er Helene nach dem Tode ihres Mannes wiedergesehen hatte, waren ihre Sinne wie von Nacht umgeben. Sie sprach nicht und fragte nichts. Sie schien den Begriff der Zeit verloren zu haben. Völlig erschöpft und apathisch lag sie nach der Geburt des Kindes in ihren weißen Kissen. Die seelischen und körperlichen Qualen hatten sie stumpf gemacht. Sie empfand nichts, weder Schmerz noch Freude. Als Eva ihr das Kind zum erstenmal in den Arm gelegt, hatte sie es angesehen wie etwas ganz Fremdes und hatte den Kopf gleichgültig weggewandt.

Da hatte Eva still das wimmernde Wesen wieder hinausgetragen ins Nebenzimmer, wo es die schnell requirierte Amme in Empfang nahm.

Einen besorgten Blick tauschte die Pflegerin mit dem eben ins Zimmer tretenden Arzt aus, das dieser nur verlassen hatte, um draußen einige Anordnungen wegen des Kindes zu geben.

Alle Sorge des Arztes, Freds und Evas vermochten nicht zu helfen. Immer schwächer und verlöschender flackerte das Lebenslicht der jungen Frau. Ratlos stand der Arzt, der auch noch einen Kollegen hinzugezogen hatte, diesem rapiden Verfall der Kräfte gegenüber. Immer schmäler wurde das Gesicht der Kranken, immer größer, weltentrückter blickten die leuchtenden Augen, wenn sie sie aufschlug, und immer mehr schwand die Hoffnung ihrer Umgebung.

Eva wich nicht von dem Bett der Schwägerin. Das eigene Leid schwieg still vor diesem grenzenlosen Jammer. Mit aufopfernder Liebe und Zärtlichkeit umgab sie Helene und lauschte auf jedem noch so leisen Wink der Leidenden. Staunend beobachtete Germer sein Weib.

Es war am sechsten Tage nach der Geburt des Kleinen. Eva saß am Bett der Schwägerin. Plötzlich sah sie, wie Helene eine leise Bewegung machte, als solle sie näher treten. Stumm und bebend folgte Eva diesem Winke. „Wo ist Fred?" flüsterte Helene leise, und als sich die Pflegerin entfernt hatte, um Germer, der im Nebenzimmer einige dringende Briefe erledigte, zu rufen, faßte sie tastend nach Evas Hand. „Eva, mir ist es so wohl," sagte sie. „Ich weiß, heut endlich werde ich Fritz wiedersehen. Nicht weinen, Eva — ich bin ja so glücklich. — Hole mir den Kleinen — ich möchte ihn noch einmal sehen, Eva —"

Als Eva ihr das Kind in den Arm legte, sah sie es lange und zärtlich an, als müsse sie sich sein Gesichtchen fest einprägen, und ein Hauch von Mutterglück verklärte ihre Züge.

Eva war weinend am Bett niedergekniet. So fand sie Fred. Er war sofort dem Ruf der Pflegerin gefolgt und sah bestürzt auf das Bild, das sich ihm bot.

Helene blickte auf, ein Zug zärtlicher Freude ging über ihr Gesicht, als sie den Bruder am Bett stehen sah.

„Fred —" sie wies auf das Kind, das ihr Eva bereits behutsam wieder abgenommen hatte — „seid ihm Vater und Mutter — nennt ihn — Fritz!"

Dann schwieg sie und immer leiser, verlöschender klang ihr Atem. Sie neigte den Kopf zur Seite und schlief ein, um nie mehr zu erwachen.

Dreizehntes Kapitel.

Gleich nach dem Begräbnis Helenes war Eva mit dem Kinde und dessen Amme Marinka nach Klowitz abgereist.

Fred Germer hielt die Regelung der ganzen Verhältnisse des Mertensschen Geschäftes und Hauses noch längere Zeit in Breslau fest. Eine Belohnung gewährte ihm wenigstens das Schicksal für die Opfer, die er dem guten Namen seiner Verwandten gebracht hatte. Von Tag zu Tag brannte das anfangs so schwache Lebenslichtlein des Kindes seiner Schwester kräftiger. Nicht zärtlicher hätte aber auch die größte Elternliebe das kleine Geschöpfchen hegen und pflegen können. Als Germer heimkehrte, wetteiferte er mit Eva in der Liebe für den kleinen Fritz, der ihnen als heiliges Vermächtnis von einem ganzen, großen Menschenglück geblieben war. Mit gierigen Händen faßte Eva ordenlich nach den ungewohnten Pflichten, die ihrem Leben ein neues Ziel gaben. Sie wußte, wie Fred an diesem Kinde hing. Sie wollte alles tun, was in ihren Kräften stand, um es zu hüten.

Fred wird sich freuen — darum konzentrierten sich all ihre Gedanken. Ihr Leben war allmählich zu einem stummen Werben um die Liebe ihres Gatten geworden. Am Totenbett Helenes, die mit ihrer heiligen, großen Liebe bis zum Tode sie auf das tiefste erschüttert hatte, hatte sie sich es zugeschworen. Es sollte klar werden zwischen ihr und Fred. Sie wagte es nur jetzt noch nicht, ihm von dem zu sprechen, was in ihr kämpfte. Sie wollte sich noch nicht mit ihrer Persönlichkeit zwischen ihn und sein großes Leid drängen.

Oft erfaßte sie eine jähe Angst, daß er krank sei, daß er ihr genommen werden könnte — genommen für immer, er, den sie ja eigentlich gar nicht mehr besaß.

Er sah so schlecht aus. Ein grauer Schein lag auf seinem dunklen Haar, und silberne Fäden zogen sich durch seinen Bart.

Sie ahnte es ja nicht, daß Germer außer dem großen Leid, das ihn niederdrückte, schwere Sorgen hatte. Wohl war der Makel, der auf dem Mertensschen Namen geruht hatte, durch seine opferfreudige Tat getilgt, aber er allein wußte, mit was für Opfern das erkauft war. Im eigenen Geschäft fühlte er es nun, und immer drohender zogen sich die Sorgen über seinem Haupt zusammen. Und niemand hatte er, dem er sich anvertrauen konnte, denn sein Weib, die ihm die Nächste gewesen wäre, der er sein bedrücktes Herz hätte erschließen mögen, stand ihm ferner denn je.

(Fortsetzung folgt.)

— In der Redaktion. Redakteur: Hätten Sie das Papier nur auf einer Seite beschrieben, dann konnten wir Ihre Manuskripte gebrauchen.

Dichterling (erfreut): Wirklich?

Redakteur: Ja, als Notizpapier.

— Befähigungsnachweis. Und Ihr Sohn will Marineflieger werden? Hat er denn Talent dazu?

Talent allermindestens, — wie vielmal ist der schon als kleiner Junge ins Wasser gefallen!

— Aus der Instruktionsstunde. Feldwebel: Was hat das zu bedeuten, wenn über dem königlichen Schlosse die Fahne weht?

Rekrut: Daß dann der Wind geht!

— Gute Hoffnungen. Erster Student: „Na, Du siehst ja so vergnügt aus, Dein alter Erbonkel gestorben?"

Zweiter Student: „Das nicht, aber denke Dir das Glück: er fährt jetzt — Automobil."

Dampfrosse ohne Feuerung.

Zur Beförderung feuer- und explosivgefährlicher Güter.

Die Beförderung mancher Materialien nach explosionsgefährlichen Plätzen, sowohl für militärische Zwecke, wie auch beim Betrieb vieler Industrien, ist bis vor kurzem oft eine schwer zu lösende Frage gewesen. Aber einen guten Beitrag zu ihrer Lösung scheinen feuerlose Lokomotiven zu liefern, wie sie in neuester Zeit teils schon hergestellt, teils angestrebt werden.

Diese Dampfrosse sind im allgemeinen nicht viel verschieden von den gewöhnlichen gebaut; indes haben sie keine Feuerungs- oder Heizungsvorrichtung irgendwelcher Art, sondern an ihrer Stelle ist nur ein Reservoir oder Kessel vorhanden, welcher teilweise mit Hochdruckdampf gefüllt wird. Der letztere wird von einer dampferzeugenden Station aus, nach welcher die Lokomotive von Zeit zu Zeit gebracht wird, in den Kessel gepumpt. Selbstverständlich muß diese Station außerhalb der Gefahrzone liegen.

In Deutschland haben hervorragende Lokomotivfabrikanten bereits solche Dampfrosse zu einem hohen Grade praktischer Vollkommenheit gebracht. In England hat die Admiralität eine oder zwei solche Lokomotiven erworben, ausschließlich zur Benutzung in explosionsgefährlichen Zonen. In den Ver. Staaten haben sich mehrere amerikanische Fabrikanten eifrig mit der Lösung des nämlichen Problems, wiederum nach einer eigenen Schablone, beschäftigt, und bald wird wohl vielfach im hiesigen Verkehr tatsächlicher Gebrauch davon gemacht werden.

Soweit man derartige Lokomotiven schon benutzt hat, läßt sich sagen, daß dieselben immerhin mehrere Stunden mit einer einzigen Ladung Dampf laufen können, und bei einem guten System von Isolierung der Hitze etwa zwölf Stunden im Freien stehen bleiben dürfen, ohne einen wahrnehmbaren Verlust ihrer Energier zu erleiden. Auch sind die Lokomotiven leicht zu handhaben und zu kontrollieren, und der Lokomotivführer, welcher an die bisherige Maschinen gewohnt ist, braucht so gut wie gar nichts hinzuzulernen.

Uebrigens ist noch eine zusätzliche Vorsicht getroffen: Nicht nur ist die Lokomotive feuerlos, sondern es sind auch alle vorkommenden Reibeflächen, z. B. an den Bremsblöcken, funkenlos. Dafür kann man durch die Auswahl besonderer Materialien sorgen, die niemals bei der Reibung Funken geben.

Unter den industriellen Zwecken, für welche derartige Lokomotiven sich offenbar empfehlen und da und dort schon eingeführt sind, seien nur gefährliche Bergwerke erwähnt, die eine Geleiseeinfahrt haben.

Noch eine Art Krankenschwestern.

Mit dem europäischen Krieg haben die nachstehend zu erwähnenden Krankenschwestern beileibe nichts zu tun, und auch nichts mit den sonstigen Vorrichtungen, welche von der „Nurse" gewöhnlich erfüllt werden. Sie begleiten jedoch Damen bei — Laden-Einkäufen, und ihre Dienste scheinen unter Umständen sehr schätzenswert zu sein.

Natürlich bedürfen nicht alle Evastöchter bei ihren Einkaufs-Touren eine solche Hilfe, trotzdem wohl jede Dame bestätigen wird, daß diese Touren oft anstrengender sind, als viele Männer sich träumen lassen! Aber gar nicht wenige Frauen leiden an Herzschwäche oder sonst einem organischen Uebel, welches bei besonderer Anstrengung und Aufregung — und wäre es nur infolge von Gedränge — eine plötzliche und ernste Erkrankung hervorrufen kann. Fremde leisten vielleicht Hilfe, so gut sie augenblicklich können, aber es ist doch noch besser, wenn eine erkrankende Dame ohne weiteres eine, sich auf ihren Zustand verstehende Pflegerin bei sich hat.

Es ist noch nicht lange her, daß die Ladeneinkaufs-Krankenschwestern bei uns zuerst aufgekommen sind. Aber schon in verschiedenen Großstädten wirken solche, und ihre Tätigkeit soll schon manchmal sehr gelegen gekommen sein. Sie sind stets gut mit medizinischen Hilfsstoffen ausgerüstet und stellen die reinste wandelnde Apotheke dar. Sehr häufig mag ihre Begleitung überflüssig erscheinen, und doch kann jederzeit plötzlich ein Bedürfnis nach ihrer Hilfe eintreten. Frauen aus dem armen Volke müssen sich freilich ohne solchen Beistand behelfen.

Der deutsche Seehandel beträgt etwa 15 Milliarden, die Aufwendungen für die Kriegsflotte 475 Millionen, so daß also das deutsche Volk für die Versicherung seines Seehandels eine Prämie von 3.16 Prozent zahlt. Auf den gesamten Außenhandel im Werte von 20 Milliarden bezogen, beträgt die Prämie nur 2.375 Prozent.

Zu Fugen in Tirol bestand bis 1853 eine Frauenschützengesellschaft, — eine Erinnerung an die napoleonischen Kriege.

Ein anderer Ton.

Aeußerungen eines englischen Schriftstellers über Deutschland.

Wir dürfen annehmen, daß es eine ganze Anzahl Engländer gibt, die da von ihrer Regierung und von ihren Zeitungen eröffneten Feldzug der Lüge und des Hasses gegen Deutschland nicht mitmachen. Nur spärlich dringen die Stimmen dieser Männer zu uns, aber die wenigen, die den Mut finden, gegen die öffentliche Meinung aufzutreten, verdienen um so mehr Beachtung bei uns, da sie das Sprachrohr hochgebildeter Kreise sind, die die Größe der deutschen Kultur in sich erlebt haben. Wir geben deshalb einen Aufsatz wieder, den der bekannte Schriftsteller Henry W. Nevinson in der Londoner „Nation" veröffentlicht hat.

Nevinson war kurz vor dem Kriegsausbruch in Deutschland und erklärt, daß „das Volk keinen Krieg wollte und ihn sicherlich nicht erwartete. Die ganze Bevölkerung war, so weit es dem Einzelnen die Mittel erlaubten, in Ferien. Nun eilten sie heim. Sie kannten die traurigen Verluste, die fast jeder Familie in einem Kriege drohen, da ja „das ganze Volk in Waffen steht." Sie alle kennen die großen Lieder aus dem „Freiheitskriege" von Kindheit an und haben den Geist dieser großen Zeit nicht vergessen. Und nun sangen sie wieder die Nationalhymnen „Die Wacht am Rhein" und „Deutschland, Deutschland über alles", und dieses musikalische Volk sang so rein und wohllautend, als ob sie alle Sänger von Beruf wären".

Der Verfasser weist auf die Grundlagen von Preußens Größe hin, die er in der Heeresreform Scharnhorsts und im Geist der Freiheitskriege sieht. „Von Natur ein ordnungsliebendes und geduldiges Volk, stets untertan der Obrigkeit, haben sie die Heeresdisziplin als eine nationale Notwendigkeit angenommen, und sie ist ein Teil von ihnen selbst geworden. Sie sind nicht kriegslustig, aber der militärische Geist ist in ihnen gestärkt worden durch die Historiker der Treitschke-Schule und durch die romantischen Gedenker, die den Kaiser selbst, die an mittelalterliche Größe des Deutschen Reiches erinnerten. Nietzsche mit seinem deutschen Uebermenschen und seiner Verachtung der edlen Mächte des Altruismus hat ebenfalls dahin gewirkt. So ist es eine harte Schule, in der die Deutschen herangewachsen sind, und um diese deutsche Natur zu verstehen, müssen wir den langen Druck bedenken, unter dem ihr Staat sich mühsam entwickelte, dürfen wir die feindliche Atmosphäre nicht vergessen, in der sich das erblühende Deutsche Reich weiter entwickelte. Die Deutschen fürchten für ihre Existenz, für ihren rasch gewachsenen Reichtum, für ihre Bildung, für ihre Schulen, für alles, das sie ihre Kultur nennen. Besonders richtet sich ihre Wut gegen den russischen Despotismus, und in dieser ganzen schrecklichen Weltkrisis ist fast der einzige Lichtstrahl das Verschwinden der alten Feindschaft des deutschen Volkes gegen die Franzosen. Was an Haß unter ihnen lebt, ist ganz gegen Rußland gerichtet. Es gibt kein nationales Feindschaftsgefühl gegen Frankreich. Das ist ein Zeichen für künftige Hoffnung. Als ich von Transvaal nach der Natal-Grenze kam, wenige Tage vor Ausbruch des Burenkrieges, da sagte General Joubert zu mir bei der Abreise: „Das Innerste meiner Seele blutet vor Schmerz." Ich schreibe dies als ein Engländer, der denkt, daß wir, wenn wir beiseite gestanden hätten, als Belgien angegriffen und Frankreich niedergeworfen werden sollte, nicht wert wären, der Welt ins Angesicht zu schauen. Aber wenn ich an Deutschland denke und an alles, was es uns gewesen ist, dann sage ich mit Joubert: „Das Innerste meiner Seele blutet vor Schmerz."

In derselben Sekunde, in welcher sie aus dem Munde eines Polizisten erfahren hatte, daß ihr Bruder, der 40jährige Fuhrmann Edward Cunningham, durch einen Unfall um's Leben gekommen sei, fiel in Brooklyn Frl. Delia Cunningham vom Herzschlage gerührt, zu Boden und war eine Leiche. Cunningham war am Abend zuvor mit seinem Fuhrwerk verunglückt. Er war von den Rädern des eigenen Wagens erfaßt worden und die schweren Reifen zerquetschten ihm die Schädeldecke. Der Tod trat nach wenigen Minuten ein. Es nahm die Polizei längere Zeit, bis man die Identität des Verunglückten festgestellt hatte. Am nächsten Morgen bekam dann ein Polizist den unangenehmen Auftrag, die Schwester von dem Vorgefallenen in Kenntnis zu setzen. Kaum hatte er sich seiner Aufgabe entledigt, als Frl. Cunningham nach ihrem Herzen griff und zu Boden sank. Eine Ambulanz wurde telephonisch herbeigeordert, doch war Frl. Cunningham bereits aller ärztlichen Hilfe entrückt. Der Schreck über den entsetzlichen Tod des Bruders hatte auch ihrem Leben ein Ziel gesetzt. Bruder und Schwester wurden in dem gleichen Grabe beigesetzt.

Unsere Kohle in Kriegszeit.

Manche Interessenten erwarten eine große Zunahme der Ausfuhr.

Amerika ist unbedingt das reichste Kohlenland; und nach den Schätzungen von Kennern befinden sich zwei Drittel des gesamten Vorrates der Welt an „Schwarzen Diamanten" in Nordamerika. Die Frage, welchen Einfluß der große Krieg auf diese Industrie hat, ist daher von ungewöhnlichem Interesse.

Nicht alle, welche sich in der jüngsten Zeit hierüber aussprachen, haben diese Frage in derselben Weise beantwortet. Manche erwarten einen Rückgang in den Versendungen, oder doch höchstens nur unbedeutende Zunahme, was die Lage dieses Geschäftes, welches schon ohnehin durch einen außerordentlich milden Herbst recht matt geworden sei, noch flauer gestalten werde. Andere aber erwarten vielmehr, daß die amerikanische Steinkohlen-Ausfuhr, trotzdem sie zeitweilig unter den kriegerischen Störungen des Verkehrs natürlicherweise ebenfalls leiden mußte, durch denselben Krieg auf die Dauer ganz gewaltig gesteigert werden wird. Beide Gruppen von Beurteilten werden zu den Sachverständigen gerechnet.

Tatsache ist jedenfalls, daß mehrere der größten amerikanischen Kohlen-Gesellschaften sich entschieden der letzteren Auffassung zuneigen und zuversichtlich dahinter her sind, einen größeren Schnitt vom Welt-Kohlenhandel zu ergattern.

Für ganz besonders aussichtsvoll halten sie die Kohlenlage in Südamerika unter den jetzigen Verhältnissen. Südamerika hat in normalen Zeiten etwa 8 Millionen Tonnen Kohle und Brikette im Jahre eingeführt, welche allermeistens aus Wales und von Australien kam; die Ver. Staaten lieferten nur etwa 500,000 Tonnen dazu. Der Krieg hat jene beiden Zufuhr-Quellen wohl größtenteils abgeschnitten, und überdies ist seit einiger Zeit eine Bewegung in England im Gange, die Ausfuhr von Kohle gesetzlich einzuschränken, wegen der Abnahme der natürlichen Vorräte daselbst.

Unter solchen Umständen mag es sehr wohl geschehen, daß amerikanische Produzenten die Herrschaft über den südamerikanischen Kohlenmarkt erlangen und auch dauernd behaupten, zumal, wie man glaubt, mit Hilfe des Panama-Kanals dieselbe Menge amerikanischer Kohle an beiden Seeküsten billiger geliefert werden kann, als die von Cardiff. Schon ist ein Anfang dieser Entwicklung zu bemerken, nachdem einige Zeit nach dem Ausbruch jenes Krieges südamerikanische Länder schon eine halbe Kohlen-„Hungersnot" durchgemacht hatten, und Argentinien, um seinen beschränkten Vorrat möglichst lange festzuhalten, es für alle Schiffe untersagt hatte, Kohle in seinen Häfen einzunehmen.

Mehr als 200,000 Tonnen amerikanischer Kohle sind ganz neuerdings von Südamerikanern angekauft oder bestellt worden. Eine einzige brasilianische Dampfer-Gesellschaft hat 66,000 Tonnen solcher Kohle in einem Posten kontraktlich bestellt, und eine andere dortige Linie füllt ihren ganzen verfügbaren Ladungsraum auf jedem ihrer Schiffe jetzt mit amerikanischer Kohle. „Die Fortsetzung folgt."

Einige machen sich bereits auch Sorge wegen der zunehmenden Ausfuhr amerikanischer Kohle, sei es nach Südamerika oder sonstwohin! Doch für eine solche Besorgnis ist in absehbarer Zukunft kein Grund vorhanden, wie Kenner einhellig versichern, obwohl zunehmende Ausfuhr in amerikanischen Manufaktur-Erzeugnissen stets für wünschenswerter erachtet wird, als Zunahme in der Ausfuhr roher Naturstoffe.

Uebrigens würde, auch wenn die Ausfuhr-Berechnungen nicht auf die Dauer stimmen sollten, schon allein der riesige einheimische Markt für amerikanische Kohle dafür sorgen, daß diese Industrie niemals in ernstliche Verlegenheit kommt! Und dieser große einheimische Verbrauch wird ohne Rücksicht auf Kriege in der alten Welt fortdauern; ja der industrielle Verbrauch mag, infolge großer Fabrikprodukte-Bestellungen von auswärts, indirekt durch den Krieg noch gefördert werden.

Deutsche Schulen in Rußland.

Die russische Regierung hat den bisher deutschen Schulen gegenüber zwei verschiedene Maßnahmen angewandt: die einen hat sie ganz geschlossen, andere hat sie russifiziert, d. h. sie hat angeordnet, daß außer dem Religionsunterricht und in den höheren Schulen etwa noch dem Unterricht in deutscher Literatur alle Lehrfächer in russischer Sprache gelehrt werden müssen. Aus den bisher vorliegenden russischen und russisch-deutschen Zeitungen geht nicht genau hervor, nach welchen Grundsätzen gegen die einzelnen Schulen verfahren wird. Vermutlich sind die ausgesprochen reichsdeutschen Schulen, zu denen die Deutschschweizer und die allerdings wenig zahlreichen Deutsch-Oesterreicher beitrugen, überall ganz aufgehoben worden. Solcher Anstalten gab es aber nicht sehr viele. In Riga bestand ein reichsdeutsches Realgymnasium, eine höhere Mädchenschule und eine Volksschule.

Weit zahlreicher sind naturgemäß die Schulen, die von einheimischen Deutschen gegründet und unterhalten wurden. In den baltischen Provinzen leben etwa 200,000 Deutsche, die größtenteils den sozial hochstehenden Kreisen der Bevölkerung angehören und von jeher auf ihre Schulen, die neben der Kirche das einzige Mittel zur Aufrechterhaltung der kulturellen Selbständigkeit waren, großes Gewicht legten. Der baltische Adel, die Geistlichkeit der lutherischen Kirche und die deutsche Bürgerschaft kamen für die Mittel zu gleichen Teilen auf. Ursprünglich waren auch die Kirchenschulen in Petersburg, die bis jetzt den deutsch-lutherischen Kirchengemeinden gehören, Gründungen der Deutschrussen, doch erhielten sie in den letzten Jahren mit der Zunahme der reichsdeutschen Bevölkerung in der russischen Hauptstadt und mit dem wachsenden Ansehen, das die Schulen in den russischen Familien gewannen, einen anderen Charakter. Alle diese Schulen wurden schon einmal, nämlich zur Zeit der gewaltsamen Russifizierung gegen Ende des letzten Jahrhunderts, geschlossen, durften dann aber nach der Revolution wieder eröffnet werden, als die russische Regierung mit den in den Ostseeprovinzen früher bevorzugten Esten und Letten schlechte Erfahrungen gemacht hatte und vorzog, sich wieder auf die Deutschen zu stützen. Jetzt weht der Wind aus Petersburg neuerdings von der andern Seite. Die Deutschen denen Rußland und vor allem die russische Bureaukratie unendlich viel verdankt, werden verfolgt und bedrängt und den Ersten tut man den Gefallen, die historische deutsche Stadt Reval in ein estnisches „Kolywan [illegible] fen.

Unsere Schnittmuster-Offerte

Einfaches Haus- und Straßenkleid. No. 1052.

Als hübsches, bequemes Kleid aus blauem Chambray mit vorn übertretendem Vorderschluß präsentiert sich dieses Modell und dürfte in seiner Einfachheit sich trefflich als Hauskleid eignen. Die Aermel werden in ganzer oder halber Länge unter einer Schulterfalte eingesetzt, und da-

durch der Bluse die erforderliche Weite gegeben. Der zweiteilige Rock schließt vorn mit entgegentretender Falte und wird mit der Bluse in einem gearbeitet. Gürtel, Kragen und Manschetten aus kontrastirendem Material dienen zum Putz des Musters, das in Größen von 34—44 vorräthig ist. Benöthigt werden 36½ Yard Material bei 36 Zoll Breite.

Bestellungsanweisung.

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich geschrieben an und schicke den Coupon nebst 10 Cents für jedes bestellte Muster an das

Omaha Tribüne Pattern Dept
1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Coupon
Ich wünsche Muster No. .....
..... Zoll Brust- oder Taillenweite.
(Sahre .... bei Kinderjachen.)
Name .....
No. ..... Straße .....
..... Stadt .....